

IVAN ILLICH

Klarstellungen

Pamphlete und Polemiken

Aus dem Englischen von Helmut Lindemann

Mit einer Einleitung von Erich Fromm

VERLAG C. H. BECK

1996

Das Verschwinden des Priesters

Diesen Aufsatz habe ich 1959 geschrieben und auf Ersuchen eines Freundes 1967 in Chicago in „The Critic“ veröffentlicht.

In der Struktur der katholischen Kirche müssen große Veränderungen stattfinden, wenn sie bestehen bleiben soll. Ich glaube, daß es zu solchen Veränderungen kommen wird und daß man sie jetzt in Übereinstimmung mit den Begriffen der am entschiedensten traditionellen Theologie ins Auge fassen kann. Trotzdem würden solche Veränderungen die Vorstellung von der katholischen Kirche, wie sie im Denken von Katholiken ebenso wie von Nichtkatholiken eingewurzelt ist, gründlich erschüttern.

Man hätte über diese Veränderungen in abstrakten Begriffen reden können. Ich ziehe es vor, meine Hauptthese dadurch anschaulich zu machen, daß ich darlege, was meiner Meinung nach aus dem Priester wird, aus seinem Status, seiner Rolle, seinem Selbstverständnis und seiner beruflichen Stellung. Ich wollte schlicht und einfach eine Frage stellen. Ich hatte aber auch noch andere Gründe, um meine Meinung durch ein konkretes Beispiel darzutun.

Einmal wollte ich nichts sagen, was theologisch neu, kühn oder strittig ist. Nur eine Darlegung der gesellschaftlichen Folgen würde eine so orthodoxe These wie die meinige genügend kontrovers machen, damit sie von der überwiegend konservativen Mehrheit der Kirche erörtert wird.

Ein zweiter Grund für meine Entscheidung, mich auf den Klerus zu konzentrieren, war der Versuch, die Erörterung für die „katholische Linke“ bedeutsam zu machen. Um die Mitte der sechziger Jahre gab es in diesen Kreisen eine Fülle von Vorschlägen für die Reform des katholischen Priestertums. Die meisten dieser Vorschläge schienen mir weder revolutionär genug, um lohnend zu sein (verheirateter Klerus, Teilnahme

von Priestern an gesellschaftlichen Aktionen oder an Revolutionen), noch schienen sie mir genügend an grundlegenden traditionellen Positionen festzuhalten – die ich nicht in Frage gestellt sehen möchte (wie der Wert eines frei gewählten Zölibats, die Episkopalstruktur der Kirche, die Dauerhaftigkeit der Priesterweihe).

Die römische Kirche ist die größte nichtstaatliche Bürokratie der Welt. Sie hat 1,8 Millionen hauptberufliche Beschäftigte – Priester, Ordensbrüder, Schwestern und Laien. Diese Beschäftigten arbeiten in einer Körperschaft, welche ein amerikanisches Firmenberatungsunternehmen als eine der leistungsfähigsten Organisationen der Welt bezeichnet hat. Als Institution funktioniert die Kirche ebensogut wie General Motors und die Chase Manhattan Bank. Die Anerkennung dieser Tatsache löst manchmal Stolz aus. In den Augen mancher jedoch scheint gerade diese Reibungslosigkeit des Ablaufs die Kirche zu diskreditieren. Die Menschen haben den Verdacht, sie habe ihre Bedeutung für das Evangelium und für die Welt verloren. Unter ihren Leitern, Funktionären und Beschäftigten herrschen Zaudern, Zweifel und Verwirrung. Der Riese beginnt zu schwanken, ehe er zusammenbricht.

Ein Teil des kirchlichen Personals reagiert auf den Zusammenbruch mit Schmerz, Kummer und Angst. Andere unternehmen heldenhafte Anstrengungen und bringen tragische Opfer, um ihn zu verhindern. Wieder andere deuten die Erscheinung mit Bedauern oder Freude als ein Anzeichen, daß die römische Kirche als solche verschwinden werde. Ich möchte sagen, daß wir das Verschwinden der institutionellen Bürokratie voll tiefer Freude begrüßen. In diesem Aufsatz werde ich einiges von dem darstellen, was in der Kirche vorgeht, und werde einige Vorschläge machen, wie die Kirche für einen Teil ihrer Strukturen einen radikalen Umbau anstreben könnte. Ich empfehle keine wesentlichen Veränderungen innerhalb der Kirche; noch weniger schlage ich vor, sie aufzulösen. Verschwände ihre sichtbare Struktur vollständig, so widerspräche

das gesellschaftlichem Gesetz und göttlichem Auftrag. Soll aber die Kirche dem Ruf Gottes und dem heutigen Menschen Antwort geben, so erfordert ihre Veränderung viel mehr als nur drastische Ausbesserungsarbeiten oder Anpassung an die Zeit. Ich werde einige mögliche Änderungen schildern, die fest in den Ursprüngen der Kirche verwurzelt sind und kühn zu den Notwendigkeiten der Gesellschaft von morgen vorstoßen. Akzeptiert die Kirche eine solche Reform, so erfordert das, daß sie in Christi evangelischer Armut lebt. Zugleich wird die Kirche, die ein Gespür hat für die fortschreitende Sozialisierung der Welt, diese Erscheinung mit tiefer Achtung betrachten und freudig akzeptieren müssen.

Die institutionelle Kirche hat Schwierigkeiten. Gerade diejenigen Personen, auf deren Ergebenheit und Gehorsam ihre Leistungsfähigkeit beruht, verlassen sie in wachsender Zahl. Bis in die frühen sechziger Jahre kam es verhältnismäßig selten zum „Abfall“. Heute ist er an der Tagesordnung, morgen könnte er die Regel sein. Nach einem persönlichen Drama, das sich in der Geborgenheit des Gewissens abspielt, werden immer mehr kirchliche Mitarbeiter beschließen, die gefühlsmäßige, geistliche und finanzielle Sicherheit preiszugeben, die ihnen das System wohlwollend gewährt hat. Ich habe den Verdacht, daß solche Personen noch in dieser Generation die Mehrheit des kirchlichen Personals ausmachen werden.

Das Problem ist nicht der „Geist“ der Welt, auch nicht ein Mangel an Großzügigkeit bei den „Abfallenden“, sondern vielmehr die *Struktur selber*. Das kann man fast als apriorische Folgerung ansehen, da die heutigen Strukturen sich als Antwort auf frühere Situationen entwickelt haben, die sich von der heutigen Lage gründlich unterscheiden. Außerdem beschleunigt unsere Welt ständig den raschen Wandel gesellschaftlicher Strukturen, innerhalb derer die Kirche ihre eigentlichen Aufgaben wahrnehmen muß. Um diese Situation klarer zu sehen, werde ich meine Aufmerksamkeit auf Wesen und Aufgabe des geistlichen Amtes richten, diesem komplizierten Kanal, durch den die Kirche mit der Welt in Berührung kommt. Dergestalt können wir Einblick gewinnen in die Kirche von morgen.

Es ist offenkundig, daß die grundlegenden und anerkannten Vorstellungen vom geistlichen Amt in der Kirche unzulänglich sind. In quantitativer Hinsicht benötigt die Kirche z. B. nicht die gegenwärtige Zahl von hauptberuflich Tätigen, die in ihrer Verwaltung arbeiten. Wichtiger noch ist, daß die heutige Lage ein gründliches Überdenken der Faktoren erfordert, welche die gängige Vorstellung vom Priester als dem eigentlichen Vertreter der Kirche in der Welt ausmachen – eine Vorstellung, die in den Konzilsdekreten noch beibehalten wird. Einer Überprüfung bedarf insbesondere das Verhältnis zwischen sakramentalem Amt und hauptberuflich Tätigen, zwischen Amt und Zölibat und zwischen Amt und theologischer Ausbildung.

Heute nimmt man an, daß die meisten, wenn auch nicht alle geistlichen Verrichtungen der Kirche von hauptberuflichen, unterbezahlten Mitarbeitern ausgeübt werden müssen, die irgendeine theologische Ausbildung besitzen und das kirchliche Gebot des Zölibats anerkennen. Um mit der Suche nach neuen Richtlinien zu beginnen, die evangelischer und soziologisch belangvoller sind, werde ich nacheinander vier verschiedene Seiten dieses Problems erörtern: die radikale Einschränkung der Zahl von Personen, die für ihren Lebensunterhalt von der Kirche abhängig sind; die Weihe von Männern zum Amt, die unabhängig davon im weltlichen Bereich tätig sind; den besonderen und einzigartigen Verzicht, der im Zölibat beschlossen liegt; das Verhältnis von sakramentalem Amt und theologischer Ausbildung.

1. Der Klerus: Mehr gewünscht, weniger benötigt

Das kirchliche Personal genießt bemerkenswerte Vorrechte. Jedem Teenager, der sich um Anstellung im Klerus bemüht, wird beinahe automatisch ein Status garantiert, welcher eine Vielzahl von persönlichen und gesellschaftlichen Vorteilen gewährt, die meist nicht aufgrund von Tüchtigkeit oder Leistung, sondern infolge fortschreitenden Alters eintreten. Seine Rechte

auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Sicherheit gehen weiter als Pläne für ein Mindesteinkommen.

Kirchliche Angestellte wohnen in komfortablen kircheneigenen Häusern, können auf bevorzugte Behandlung beim kircheneigenen Gesundheitsdienst rechnen, werden größtenteils in kirchlichen Erziehungsstätten ausgebildet und werden in geweihtem Boden begraben; danach wird für sie gebetet. Kleidung und Kragen, nicht produktive Tüchtigkeit, sichern einem Status und Lebensunterhalt, und der Arbeitsmarkt, der mannigfaltiger ist als bei irgendeiner vorhandenen Organisation, sorgt für den Beschäftigten und diskriminiert zuungunsten der Laien, die dessen rituelle Weihen nicht besitzen. Laien, die innerhalb der Kirche arbeiten, werden zwar einige „Bürgerrechte“ zuerkannt, aber ihre Karriere hängt hauptsächlich davon ab, ob sie die Rolle eines Onkel Tom spielen können.

Unlängst ist die römische Kirche dem Beispiel einiger protestantischer Kirchen gefolgt, die einen größeren Teil ihrer Mitarbeiter aus der Arbeit in der Pfarrei in die Verwaltung abgezogen haben. Gleichzeitig verschleiern die herkömmliche Forderung nach mehr Personal im Bereich der Pfarrgemeinde und die ebenfalls fortschreitende Aufblähung des bürokratischen Apparates die Tatsache, daß beide Seiten der kirchlichen Struktur immer belangloser werden. Das Explodieren der Organisation führt zu einer fieberhaften Suche nach mehr Personal und Geld. Man drängt uns, Gott zu bitten, er möge in den Beamtenapparat mehr Mitarbeiter schicken und die Gläubigen dazu veranlassen, die Kosten zu tragen. Ich für meine Person kann Gott nicht um solche „Wohltaten“ bitten. Die immanent angelegte automatische Vermehrung kirchlichen Personals funktioniert recht gut ohne zusätzliche Hilfe und dient nur dazu, eine personalmäßig ohnehin überbesetzte Kirche noch priesterbesessener zu machen, wodurch der Auftrag der Kirche in der Welt von heute behindert wird.

Die beste Illustration dieses komplexen Problems liefert der Vatikan selber. Die seit dem Konzil wachsende Verwaltung ersetzt und verdrängt den alten Apparat. Seit dem Ende des Konzils sind die altehrwürdigen zwölf Kurienkongregationen

durch zahlreiche postkonziliare Organe vermehrt worden, die miteinander verflochten sind und sich gegenseitig überschneiden: Kommissionen, Räte, beratende Körperschaften, Ausschüsse, Versammlungen und Synoden. Dieser bürokratische Irrgarten ist nicht mehr zu regieren. Nun gut. Das wird uns vielleicht die Einsicht erleichtern, daß die Grundsätze körperschaftlicher Regierung auf den Leib Christi nicht anwendbar sind. Seinen Stellvertreter als obersten Beamten einer Körperschaft zu sehen, ist noch weniger angebracht, als ihn als byzantinischen König zu sehen. Klerikale Technokratie steht dem Evangelium noch ferner als priesterliche Aristokratie. Und vielleicht werden wir einsehen, daß Leistungsfähigkeit das christliche Zeugnis noch raffinierter verdirbt als Macht.

Zu einer Zeit, da sogar das Pentagon sein Personal dadurch zu verringern sucht, daß es bestimmte industrielle und Forschungsaufträge auf dem offenen Markt vergibt, beginnt der Vatikan eine Kampagne für autarke Institutionen in größerer Zahl und Mannigfaltigkeit. Die zentrale Verwaltung dieser kopflastigen Riesenorganisation geht aus den Händen der mit italienischen Karrierepriestern besetzten „ehrwürdigen Kongregationen“ auf klerikale Spezialisten über, die aus aller Welt zusammengestellt werden. Die päpstliche Kurie des Mittelalters wird zum Planungs- und Verwaltungszentrum einer modernen Organisation.

Eine der paradoxen Seiten der heutigen Struktur zeigt sich darin, daß der Organisationspriester zugleich ein Mitglied der Aristokratie der einzigen in der westlichen Welt noch übriggebliebenen Feudalmacht ist – einer Macht, deren souveräner Status in den Lateranverträgen anerkannt worden ist. Ferner benutzt eben diese Macht einen diplomatischen Apparat – der ursprünglich aufgebaut wurde, um die Interessen der Kirche gegenüber andern souveränen Staaten zu vertreten –, um ihre Dienste den im Aufbau befindlichen internationalen Behörden anzubieten wie der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation (FAO), UNICEF, UNESCO und auch den Vereinten Nationen selber. Diese Entwicklung erfordert immer mehr Mitarbeiter für eine breitere Skala von Aufgaben und verlangt

von den Bewerbern eine immer stärker spezialisierte Ausbildung. Die an die absolute Beherrschung ihrer Angestellten gewöhnte Hierarchie bemüht sich, diese Stellen mit hauseigenen Klerikern zu besetzen. Aber die große Kampagne für intensivere Anwerbung stößt diametral auf eine starke Gegenströmung: alljährlich scheidet fast ebensoviel ausgebildetes Personal aus, wie angeworben wird. Daher erleben wir, daß man notgedrungen bereit ist, mit gefügigen und gehorsamen Laien die Lücken auszufüllen.

Manche Leute erklären wohl den „Abfall“ von Priestern als das Ausscheiden unerwünschter Elemente. Andere geben den vielen heute vorhandenen Verlockungen der Welt die Schuld. Instinktiv bemüht sich die Institution darum, diesen Verlust und die damit verbundene Berufungskrise mit Formeln zu erklären, die für sie selber schmeichelhaft sind. Außerdem bedarf man nachdrücklicher Rechtfertigung für die begeisterten, gefühlsbetonten Kampagnen für mehr „Berufungen“. Wenige nur möchten zugeben, daß der Zusammenbruch eines überdehnten und unverhältnismäßig klerikalischen Gerüsts ein klarer Beweis für dessen Belanglosigkeit ist. Noch weniger Menschen begreifen, daß die evangelische Statur und Glaubwürdigkeit des Papstes in dem Maße zunehmen würden, wie seine Macht, gesellschaftliche Fragen in der Welt zu beeinflussen, und seine administrative Befehlsgewalt abnehmen.

Veränderungen an der institutionellen Peripherie der Kirche halten sich genauso getreulich an „Parkinsons Gesetz“ wie die Veränderungen in Rom: die Arbeit wächst mit dem verfügbaren Personal. Seit dem Ende des Konzils haben Versuche zu kollegialer Dezentralisierung zu einem wilden, unkontrollierten Anwachsen der Bürokratie bis an die oberste Grenze geführt. Lateinamerika liefert ein groteskes Beispiel. Vor einem Menschenalter reisten lateinamerikanische Bischöfe etwa alle zehn Jahre nach Rom, um dem Papst zu berichten. Ihre einzigen sonstigen Kontakte mit Rom waren die formellen Gesuche um Ablass oder Dispens, die über den Nuntius geleitet wurden, und hin und wieder ein von der Kurie entsandter Visitator. Heute koordiniert eine umfangreiche Kommission für Latein-

amerika (CAL) Unterkommissionen aus europäischen und nordamerikanischen Bischöfen als Gegengewicht zur lateinamerikanischen Bischofsversammlung. Diese organisiert sich in einem Kollegium (CELAM) und zahlreichen Ausschüssen, Sekretariaten, Instituten und Delegationen. CELAM selber ist die Krönung von sechzehn nationalen Bischofskonferenzen, von denen manche eine noch kompliziertere bürokratische Organisation aufweisen. Zweck der ganzen Konstruktion ist, gelegentliche Beratungen unter den Bischöfen zu erleichtern, damit sie nach der Rückkehr in ihre Diözesen unabhängiger und einfallreicher handeln können. Die wirklichen Ergebnisse sehen anders aus. Die Bischöfe entwickeln die bürokratische Einstellung, derer sie bedürfen, um mit dem karusselartigen Charakter der immer häufigeren Zusammenkünfte Schritt halten zu können. Die neugeschaffenen Organe ziehen ausgebildetes einheimisches Personal scharenweise in ihre klerikale Verwaltung und Planungsbehörden. Eine beengende und phantasielose zentrale Kontrolle tritt an die Stelle von schöpferischer, unbefangener Haltung in den einzelnen Kirchen.

In der gesamten Kirche hält sich der Klerus teilweise nur deshalb, weil der priesterliche Dienst am Altar mit klerikaler Macht und Privilegien verbunden ist. Diese Verbindung hält die vorhandenen Strukturen aufrecht. Priester in kirchlichen Diensten sorgen dafür, daß für Posten in den Organisationen Nachschub vorhanden ist. Priester gewährleisten, daß ständig Überfluß an karrierebewußten Männern der Kirche herrscht. Würden selbständige Laien für sakramentale Aufgaben geweiht, so würde das nach und nach die Bürokratie zerstören. Aber Männer, deren Mentalität und Sicherheit von dem System geprägt und erhalten worden sind, fürchten instinktiv die Weihe von Personen, die an weltlichen Arbeitsplätzen bleiben. Von einer Entklerikalisierung fühlen sich der Diözesenkanzler, der Caritasdirektor und der Pfarrer ebenso bedroht wie der Präsident der katholischen Universität, die Lieferanten von kirchlichen Geräten und politische Führer wie Saul Alinsky. Sie alle sind von Macht und Ansehen des Klerus abhängig oder werden von ihm gefördert. Dennoch könnte die Weihe von

Männern, die weltliche Anstellungen haben, einer der großen Fortschritte in der Kirche sein.

Heute beginnen einige Kleriker einzusehen, daß sie in einer skandalösen und unnötigen Sicherheit ersticken, die mit einengenden, unerträglichen Kontrollen verbunden ist. Einem theologisch gut ausgebildeten Priester gewährt man Anstellung auf Lebenszeit, aber vielleicht als Buchhalter und nicht als Theologe, falls man ihn nämlich bei der Lektüre gewisser „verdächtiger“ ausländischer Schriftsteller ertappt hat. Umgekehrt schickt ein lateinamerikanischer Bischof vielleicht einen Priester zu soziologischen Studien nach Europa und beschließt dann, eine Forschungsabteilung in seiner Diözese zu errichten, um das neugewonnene Talent beschäftigen zu können.

Manche Priester sind mit ihrer Arbeit unzufrieden, weil ihnen entweder die Freiheit, Gutes zu leisten, beschnitten wird oder weil sie das Gefühl haben, für die ihnen zugewiesene Aufgabe nicht vorbereitet zu sein. Im ersten Fall wird als Heilmittel eine bessere Abgrenzung der Aufgabe empfohlen, im zweiten Fall eine bessere Ausbildung für den Inhaber des Postens. Beide Lösungen sind nur abwegige Notbehelfe. Man muß vielmehr fragen: Sollte nicht diese Arbeit der kirchlichen Aufsicht entzogen werden und sollte der Kleriker nicht entweder entlassen oder aufgefordert werden, sich unter weltlicher Aufsicht und weltlichen Bedingungen zu bewerben? Bleiben wir bei dem jetzigen System, so bleibt uns auch unser Problem erhalten: der unzufriedene Kleriker.

Deshalb werden die nächsten fünf Jahre eine Vielzahl von Programmen für die Weiterbildung des Klerus bringen. Das antiquierte Produkt von Noviziat und Seminar benötigt verschiedene Fähigkeiten und Einstellungen, um in die „neue“ Kirche hineinzupassen – in die wachsende Vielzahl von speziellen Kommissionen, Büros und Sekretariaten. Es wird aber schwierig sein, diese Programme abzusetzen. Schon fangen die Männer selber an zu sagen: Vielleicht brauche ich eine Ausbildung, um in die außerkirchliche Welt überzuwechseln, um mich wie andere Menschen in der Gesellschaft zu ernähren, um als Erwachsener in der Welt zu handeln.

Diözesen und Ordenskongregationen ziehen in wachsendem Maße Beratungsfirmen hinzu, deren Erfolgsmaßstäbe von der *American Management Association* stammen und die davon ausgehen, daß die derzeitige Struktur erhalten bleiben müsse. Die daraus folgende innerdienstliche Ausbildung des Klerus ist im wesentlichen repressiv, von ideologischen Vorurteilen bestimmt und darauf gerichtet, das Wachstum der Kirche wirksam zu fördern. Die gegenwärtige kirchliche Ausbildung verstärkt die Fähigkeit des Menschen, einen komplizierten Apparat zu bedienen. Eine Freizeit dient nur dazu, die *persönliche* Bindung an die Struktur zu verstärken. Benötigt wird eine *erwachsene* Bildungsvorstellung, welche die Menschen dazu veranlassen würde, die richtigen Fragen zu stellen. Wurzelt diese Struktur in Routine oder in Offenbarung? Soll ich, ein Mensch, der völlig im Dienst der Kirche steht, innerhalb der Struktur bleiben, um diese zu untergraben, oder soll ich sie verlassen, um das zukünftige Modell zu *leben*? Die Kirche braucht Menschen, die ein solches waches, kritisches Bewußtsein anstreben – Menschen, die der Kirche treu ergeben sind und ein Leben voll Unsicherheit und Risiko leben, ein Leben frei von Kontrolle durch die Hierarchie, und für ein späteres „dis-establishment“ der Kirche von innen her arbeiten. Die ganz wenigen Gruppen dieser Art, die es heute gibt, werden von der klerikalen Mentalität als treulos und gefährlich gebrandmarkt.

Ein gutes Beispiel für solche subversive Erziehung bietet das *Sister Formation Movement* in den Vereinigten Staaten. Diese Bewegung spielt eine wichtige Rolle bei der Säkularisierung der amerikanischen Kirche von innen her. Mitte der fünfziger Jahre gründete eine Gruppe von Ordensschwestern eine Lobby, die auf eine fortschrittliche Berufsausbildung für Nonnen drängen sollte. Als das erreicht war und die Brüder und Schwestern mit Dokortiteln in ihre Orden zurückkehrten, waren sie in der Lage, sich allenthalben um Posten, bei denen eine akademische Vorbildung verlangt wurde, zu bewerben. Sie brauchten sich nicht mehr auf die Vorzugsbehandlung zu verlassen, die von jeher in kirchlichen Institutionen Ordensan-

gehörigen unbeschadet ihrer Begabung oder beruflichen Ausbildung gewährt wird.

Vielen dieser ausgebildeten Menschen wird bewußt, welche lächerlichen Beschränkungen ihnen und ihren Institutionen durch klerikales Denken und kirchliche Kontrollen auferlegt werden. Manche sahen sich vor die Notwendigkeit gestellt, ihre Konvente zu verlassen, um eine sinn- und bedeutungsvolle Laufbahn einzuschlagen. Andere arbeiteten lieber dafür, ihre Institutionen von einer repressiven und destruktiven kirchlichen Kontrolle zu befreien. Die ersten nannte man Deserteure, die andern subversiv. Schließlich aber fingten Orden an, ihren Mitgliedern zu gestatten, daß sie sich nach eigener Wahl vorübergehend oder für Dauer Anstellungen auf dem offenen Markt suchten, aber weiter der Ordensgemeinschaft angehörten. Das wird dazu führen, daß die Menschen sich selber ihre Gefährten, ihren Wohnsitz und die Form ihres Gemeinschaftslebens aussuchen.

Neuerdings begreifen viele Oberinnen von weiblichen Orden die Zeichen der Zeit. Sie erkennen plötzlich, daß das Zeitalter der Orden vorüber sein könnte. Die Bischöfe haben noch nicht gemerkt, daß im Klerus eine ähnliche Bewegung im Gange ist. Diese Bewegung ist jedoch schwächer und weniger subtil, weil der amerikanische Klerus rückständiger ist. Seine Angehörigen sind seit Generationen durch bürgerlichen Komfort und Sicherheitsgefühl dahin gebracht worden, sich zu fügen, ohne Fragen zu stellen.

Heute glauben manche Priester, sie könnten bessere Pfarrer sein, wenn sie in weltlichen Berufen arbeiteten, die mit echter sozialer und wirtschaftlicher Verantwortung verbunden sind. So z.B. ficht ein Priester-Künstler das Recht des Bischofs an, ihn als Schreiber zu beschäftigen oder ihn zu suspendieren, wenn er sich eine richtige Arbeit in Greenwich Village sucht. Diese Tendenzen haben im Klerus eine zwiefache Wirkung. Ein engagierter Mann wird dazu veranlaßt, auf seine klerikalen Privilegien zu verzichten, und riskiert damit seine Suspendierung, während der Mittelmäßige dazu bewogen wird, nach mehr beiläufigen Vorteilen und weniger Vollverantwortung zu

verlangen, womit er sich in seiner klerikalen Behaglichkeit nur noch tiefer einnistet.

Manche stellen sich, wenn sie innerhalb der Bürokratie auf die evangelischen und sozialen Widersprüche stoßen, mutig den möglichen Alternativen. Ich kenne viele, die gern hauptberuflich an Kampagnen gegen die Armut teilnehmen oder beim Aufbau von Gemeinwesen, als Lehrer, Forscher oder in freien Berufen arbeiten möchten. Sie möchten ihr Brot verdienen und als zölibatäre Laien leben, wobei sie im Dienst an den Gläubigen und unter Aufsicht des Bischofs ihre geistlichen Funktionen als Teilzeitarbeit wahrnehmen möchten. Sie fragen, ob das System genug Gespür für die wirkliche Gesellschaft hat, um eine neue Form von radikaler persönlicher Entklerikalisierung zu schaffen, mit der weder die Suspendierung von den Weihen noch die Freistellung vom Zölibat verbunden wären. Natürlich bedroht eine solche radikale Säkularisierung das bestehende System von Pfarrgemeinden. Es würde die Phantasiebegabten und Großzügigen dazu ermutigen, auf eigene Faust auszuziehen und damit die überholte klerikale Struktur denen zu überlassen, die nach Sicherheit und Routine streben. Es würde gleichermaßen bürokratische Bischöfe und aufsässige DuBays erschrecken. Die Bischöfe möchten mehr Kleriker, lehnen aber jede Forderung nach Privilegien für die Mitarbeiter ab, vor allem die Vorstellung von gewerkschaftlicher Macht. Die Einstellung der Bischöfe und der DuBays hat notwendigerweise die Förderung des klerikalen Systems zur Folge. Menschen in der westlichen Gesellschaft entdecken in diesem System manchmal echte Heuchelei. Gruppen, die zwecks sozialen Protests und revolutionärer Aktionen gegründet wurden, ist der Klerus suspekt. Werden sie tätig, so setzen sie bereitwillig ihre Karriere aufs Spiel für eine Sache zu der ihr Gewissen sie zwingt. Der Priester oder die Nonnen, die plötzlich merken, daß es eine wirkliche Welt gibt, und sich verspätet solchen Aktionen anschließen, riskieren höchstens einen sanften Tadel. Gewöhnlich ist ein aufgeklärter Ordensoberer mit seinem „mutigen“ Untergebenen ganz zufrieden und glücklich. Es ist viel billiger, ein paar naive Protestler zu dulden, als sich dem

erschreckenden Preis eines institutionellen christlichen Zeugnisses für die Gesellschaft zu stellen.

Um mit der Aufgabe, solches Zeugnis abzulegen, zu beginnen: Dürfen wir dafür beten, daß mehr Priester sich für „radikale“ Säkularisierung entscheiden? Für Priester, welche die Kirche verlassen, um Pioniere der künftigen Kirche zu werden? Für Priester, die der Kirche in Treue und Liebe ergeben sind und es riskieren, mißverstanden und suspendiert zu werden? Für hoffnungsvolle Priester, die imstande sind, solche Aktionen zu unternehmen, ohne hart und verbittert zu werden? Für ungewöhnliche Priester, die bereit sind, heute das gewöhnliche Leben eines Priesters von morgen zu leben?

2. Die Gestalt des künftigen Amtes

Die Leitung der „normalen“ christlichen Gemeinde der Zukunft wird ein erwachsener, zum Amt geweihter Laie übernehmen. Das Amt wird eher eine Freizeitbeschäftigung als ein Job sein. Die „Diakonie“ wird als die grundlegende institutionelle Einheit in der Kirche die Pfarrgemeinde ablösen. Regelmäßige Zusammenkünfte von Freunden werden an die Stelle sonntäglicher Versammlung von Fremden treten. Eher als ein von der Kirche beschäftigter Schreiber oder Funktionär wird ein selbständiger Zahnarzt, ein Fabrikarbeiter oder Professor die Zusammenkünfte leiten. Der Geistliche wird ein Mann sein, dessen christliche Klugheit durch lebenslange Teilnahme an einer intimen Liturgie gereift ist, und kaum der Absolvent eines Seminars, der durch „theologische“ Formeln berufliche geprägt worden ist. Die verantwortliche Führung fällt ihm eher durch Ehe und Kindererziehung zu als durch die Verpflichtung zum Zölibat als gesetzlicher Bedingung der Weihe.

Ich stelle mir eher die Begegnung von Familien um einen Tisch vor als die unpersönliche Anwesenheit einer Menge um den Altar. Eher wird die Meßfeier das Eßzimmer heiligen als geweihte Gebäude die Zeremonie. Das heißt nicht, daß *alle* Kirchen in Theater oder unverkäufliche Bauwerke umgewan-

delt werden. So glaubt z.B. der Bischof von Cuernavaca, die lateinamerikanische Tradition verlange das Vorhandensein einer Kathedrale gleichsam als steinernes Zeugnis, dessen Schönheit und Majestät die Herrlichkeit der christlichen Wahrheit verkörpert.

Die heutige Pastoralstruktur ist weitgehend durch ein Jahrtausend klerikalen und zölibatären Priestertums geprägt worden. Als das Konzil 1964 das Diakonat von Verheirateten billigte, tat es einen vielsagenden Schritt zur Änderung dieses Zustandes. Das Dekret ist jedoch zweischneidig, weil es zu einer Vermehrung zweitklassiger Kleriker führen könnte, ohne daß sich die derzeitige Struktur wesentlich ändert. Es kann aber auch dazu führen, daß erwachsene, selbständige Männer geweiht werden. Gefährlich wäre es, ein von der Kirche getragenes klerikales Diakonat zu entwickeln, wodurch die notwendige und unvermeidliche Säkularisierung des Amtes aufgeschoben würde.

Der „gewöhnliche“ künftige Priester, der seinen Lebensunterhalt außerhalb der Kirche verdient, wird wöchentlich in seinem Haus eine Sitzung von einem Dutzend Diakonen leiten. Sie werden gemeinsam die Schrift lesen und dann die wöchentlichen Weisungen des Bischofs studieren und besprechen. Findet auch die Messe statt, so nimmt jeder Diakon nachher das Sakrament mit nach Hause und verwahrt es dort mit seiner Bibel und dem Kruzifix. Der Priester besucht seine verschiedenen „Diakonien“ und leitet gelegentlich deren Messe. Manchmal versammeln sich mehrere Diakonien zur feierlichen Messe in einem gemieteten Saal oder in einer Kathedrale.

Befreit von ihren derzeitigen Verwaltungsaufgaben werden der Bischof und seine Priester hin und wieder Zeit für eine Konzelebration haben. Der Bischof kann nun seine wöchentliche Auswahl aus den Kirchenvätern und die Richtlinien für deren Erörterung vorbereiten und im Umlauf bringen. Er und seine Priester bereiten gemeinsam die Hausliturgie für die Diakonien vor. Diese Veränderungen werden eine andere Einstellung zur wöchentlichen Meßpflicht und auch eine Neubewertung der rituellen Bußpraxis erfordern.

Das derzeitige kanonische Recht sieht die Weihe derer vor, deren lebenslange Versorgung von der Kirche garantiert wird, sowie derer, die von ihrem eigenen Vermögen leben können. Es erscheint anomal, wenn nicht gar widerwärtig, in der heutigen Gesellschaft die Weihe dergestalt auf diese Art wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu beschränken. Heute lebt eine Mensch davon, daß er in der Welt einen Beruf ausübt, nicht davon, daß er in einer Hierarchie eine Rolle spielt. Es widerspricht gewiß nicht der Absicht des kanonischen Rechts, berufliche Fähigkeiten oder selbstverdiente soziale Sicherheit als einen für die Weihe ausreichenden Nachweis der Unabhängigkeit anzusehen.

Das sakramentale Amt geweihter Laien wird uns ein völlig neues Verständnis der traditionellen Gegenüberstellung von Pfarrer und Laie in der Kirche erschließen. Indem wir diese beiden Begriffe hinter uns lassen, werden wir ihren vorübergehenden Charakter deutlich erkennen. Das Konzil faßte eine hundertjährige geschichtliche Entwicklung zusammen, als es den klerikalen Priester und den ungeweihten Laien in zwei verschiedenen Dokumenten zu definieren versuchte. Die Zukunft aber wird aus der scheinbaren Antithese eine neue Synthese schaffen, welche über die heutigen Kategorien hinausgeht.

Die kirchliche Phantasie reicht heute noch nicht aus, um diese neue Funktion zu definieren: den Laienpriester, den Sonntagspriester, den säkularisierten oder Teilzeitpriester, den geweihten Nichtkleriker. Er wird hauptsächlich der Diener an Sakrament und Wort sein, nicht der Hans-Dampf-in-allen-Gassen, der eine verwirrende Vielzahl von gesellschaftlichen und psychologischen Rollen oberflächlich zu spielen versucht. Mit seinem Auftauchen wird sich die Kirche endlich von dem einengenden Benefiziensystem befreien. Wichtiger noch ist, daß die Kirche dann auf die vielfältigen Dienstleistungen verzichtet, die aus dem Priester einen künstlichen Wurmfortsatz etablierter gesellschaftlicher Funktionen gemacht haben. Der geweihte Laie wird den katholischen Pfarrer als Seelsorger überflüssig machen.

Die Kirche erwacht neu in der Großstadt. Überkommene seelsorgerische Analogien werden im Rahmen des Großstadt-

lebens in Asphalt, Stahl und Beton zu Anomalien. Stadtsanierung und neue Gemeinschaftserlebnisse werden es nötig machen, die alte Terminologie mit neuen Augen zu betrachten. Könige, Kronen und Zepter haben ihren Sinn verloren. Die Menschen sind nicht mehr die Untertanen von Fürsten, und sie fragen ungeduldig, wie sie Schafe sein können, die von Hirten gelenkt werden. Die gemeinschaftsbildende Funktion der Kirche bricht zusammen, wenn sie von Symbolen gestützt wird, deren Triebkraft in einer autoritären Struktur beschlossen liegt. Gebildete katholische Stadtbewohner bemühen nicht einen Pfarrer um autoritative Richtlinien für ihr Handeln in der Gemeinde. Sie wissen, daß soziales Handeln nach Beweggrund, Methode und Zielsetzung ökumenisch und weltlich ist. Der protestantische Pastor oder der säkularisierte Berufstätige besitzen vielleicht bessere Qualifikationen für die Führung.

Theologisch gebildete Menschen erwarten keine moralische Anleitung mehr von einem Priester. Sie denken selber. Häufig haben sie den Priester an theologischer Bildung längst überholt. Eltern mit einer guten liberalen Erziehung werden immer skeptischer, wenn sie ihre Kinder dem klerikalen System „fachmännischer“ Katechese anvertrauen sollen. Wenn Kinder für das Christentum gewonnen werden können, dann sorgen die Eltern dafür, daß sie für die Aufgabe gewonnen werden und genug Wissen und Glauben besitzen, um sie auszuführen.

Kein denkender Katholik sträubt sich gegen das Ritual, demzufolge ein Mann göttliche Vollmacht erhalten hat, eine Versammlung von Christen zu leiten oder einer Sakramentsfeier vorzustehen. Die Menschen beginnen jedoch, die Ansprüche des Pfarrers abzulehnen, der aufgrund seiner Berufung oder Weihe so tut, als sei er kompetent, um mit *jedem* Problem seiner sehr verschiedenartigen Gemeinde fertigzuwerden, ob das nun die Pfarrei ist, die Diözese oder die Welt.

Die Umgestaltung des heutigen Lebens verleiht den Menschen Freiheit, die Berufung zu geistlichen Funktionen als Teilzeitarbeit anzunehmen. Mit der Einschränkung der Arbeitszeit, früherer Pensionierung und verbesserter Sozialversorgung wächst die Freizeit, die in einer pluralistischen, säku-

larisierten Gesellschaft für die Vorbereitung und Ausübung eines geistlichem Amtes zur Verfügung steht.

Natürlich lassen sich viele Einwände vorbringen. Der Laienpriester oder Diakon könnte den Wunsch haben, sich vom Amt zurückzuziehen, er könnte in der Öffentlichkeit sündigen, er oder seine Frau könnten zu Zwistigkeiten in der christlichen Gemeinde beitragen. Das derzeitige Kirchenrecht enthält *implicite* die Lösung: möge er von seinen Funktionen „suspendiert“ werden. Die Suspendierung muß für den Mann und für die Gemeinde zu einer Möglichkeit werden und darf nicht einfach eine dem Bischof vorbehaltene Strafe sein. Der geweihte Amtsinhaber fühlt sich vielleicht berufen, in einer weltlichen Angelegenheit der Gesellschaft eine umstrittene Haltung einzunehmen, und könnte deshalb nicht mehr geeignet sein, als Symbol sakramentaler Einigkeit zu dienen. Er könnte sich von seinem Gewissen gedrängt fühlen, zu einem Zeichen des Widerspruchs zu werden – nicht nur *für* die Welt, sondern auch *in* der Welt. Dann soll er oder die Gemeinde ohne weiteres um Suspendierung nachsuchen. Die Gemeinde, die sein Charisma erkannt und ihn dem Bischof vorgeschlagen hatte, kann auch seine Gewissensfreiheit respektieren und ihm gestatten, demgemäß zu handeln. Er selbst hat als Geistlicher keine besonderen Vorrechte, Einkommen, keinen speziellen Status, die es zu verteidigen gilt. Sein Alltag ist nicht durch das Priesteramt bestimmt. Letzteres ist vielmehr durch sein weltliches Engagement geprägt.

3. Amt und Zölibat

Es fällt dem Menschen schwer zu trennen, was Gewohnheit oder Brauchtum zusammengefügt hat. Die Verbindung von geistlichem Status, Priesterweihe und Zölibat im Leben der Kirche hat das Verständnis der einzelnen daran beteiligten Wirklichkeiten verwirrt und uns daran gehindert, die Möglichkeit ihrer Trennung zu erkennen. Der Klerus hat auf seinem sozio-ökonomischen Status und seiner Macht bestanden

und sein ausschließliches Recht auf das Priesteramt verteidigt. Wir stoßen nur selten auf *theologische* Argumente gegen die Weihe von Laien, vielleicht mit Ausnahme der Unzulänglichkeit des Begriffes an sich. Nur katholische Kleriker, die heiraten möchten, und verheiratete protestantische Pastoren, die ihren Status als Kleriker zu verlieren fürchten, verteidigen die Ausdehnung der kirchlichen Sozialversorgung auf einen verheirateten Pfarrer.

Die Verbindung zwischen Zölibat und Priesterweihe wird jetzt schweren Angriffen ausgesetzt, obwohl sie durch autoritative Erklärungen verteidigt wird. Exegetische, seelsorgerliche und gesellschaftliche Argumente werden aufgeboten. Eine wachsende Zahl von Priestern lehnt nicht nur durch ihr Verhalten das Zölibat ab, sondern gibt ihn und das geistliche Amt auf. Es ist zweifellos ein schwieriges Problem, da hier zwei Glaubenswirklichkeiten zusammenprallen: das sakramentale Priesteramt und das persönliche Mysterium eines außerordentlichen Verzichts. Bei der schwierigen Analyse der wechselseitigen Beziehungen versagt unsere weltliche Sprache. Die Formulierung und Erörterung von drei verschiedenen Fragen kann uns vielleicht dazu verhelfen, daß wir die Unterschiede richtig sehen, und kann uns das Verständnis der Beziehungen, um die es geht, erleichtern. Die Entscheidung für den freiwilligen Zölibat, die Institution der Ordensgemeinschaften und die gesetzliche Anordnung des zölibatären Priestertums muß man jeweils für sich betrachten.

Zu allen Zeiten haben Männer und Frauen in der Kirche „um des Gottesreiches willen“ freiwillig auf die Ehe verzichtet. In Übereinstimmung damit „erklären“ sie ihre Entscheidung als die persönliche Verwirklichung einer inneren Berufung durch Gott. Dieses geheimnisvolle Erlebnis der Berufung muß man unterscheiden von der wechselnden Formulierung von Gründen, welche solche Entscheidung „rechtfertigen“ sollen. viele finden solche Argumente sinnlos. Dieser Schluß veranlaßt Menschen, ihre Verpflichtung zum Zölibat aufzugeben. Die Verteidiger des Zölibats interpretieren solches Verhalten häufiger als Beweis dafür, daß heute unter Katholiken ein küm-

merlicher oder schwacher Glaube anzutreffen sei. Ganz im Gegenteil kann es ebensogut ein Beweis für die Läuterung ihres Glaubens sein. Die Menschen durchschauen jetzt die angeblichen – soziologischen psychologischen und mythologischen – Motive des Zölibats und erkennen, wie belanglos sie für einen echten christlichen Verzicht sind. Der Verzicht auf die Ehe ist nicht wirtschaftlich nötig für den Dienst an den Armen, noch ist er eine rechtliche Bedingung für die Weihe zum Amt, noch ist er besonders zweckmäßig für das höhere Studium. Personen, die aus solchen Beweggründen gehandelt haben, vermögen jetzt deren Wert und Bedeutung nicht mehr zu erkennen. Der Zölibat kann für seine Verteidigung nicht mehr auf die Zustimmung der Gesellschaft rechnen.

Psychologische Motive, die früher vorgebracht wurden, um den Vorzug sexueller Enthaltensamkeit zu rechtfertigen, sind heute kaum mehr annehmbar. Viele Zölibatäre erkennen jetzt, daß sie die Ehe ursprünglich abgelehnt hatten, weil sie abgestoßen wurden, Angst hatten, unvorbereitet waren oder einfach keinen Gefallen daran fanden. Jetzt entscheiden sie sich für die Ehe, weil sie entweder zu reiferem Verständnis ihrer selbst gelangt sind oder ihre ursprünglichen Gefühle widerlegen wollen. Sie sehen sich ihren Eltern gegenüber nicht mehr als Helden, weil sie „gläubig“ sind, noch als Parias, weil sie „abfallen“.

Religionsvergleiche lehren, daß es im Laufe der Geschichte viele „Gründe“ für sexuellen Verzicht gegeben hat. Man kann sie auf asketische, magische und mystische Motive zurückführen. Häufig sind sie „religiös“, haben aber kaum etwas mit dem christlichen Glauben zu tun. Der Asket verzichtet auf die Ehe, um Freiheit zum Beten zu haben; der Magiker, um durch sein Opfer ein chinesisches Baby zu „retten“; der Mystiker, um ausschließliches bräutliches Einvernehmen mit „dem All“ zu suchen. Der heutige Mensch weiß, daß sexueller Verzicht das Gebet nicht inniger, die Liebe nicht glühender und die empfangene Gnade nicht reicher macht.

Der Christ, der heute um des Gottesreiches willen auf Ehe und Kinder verzichtet, sucht für seine Entscheidung keinen ab-

strakten oder konkreten *Grund*. Seine Entscheidung ist ein reines Wagnis des Glaubens, das Ergebnis einer innigen, geheimnisvollen Erfahrung seines Herzens. Er entscheidet sich dafür, *jetzt* die völlige Armut zu leben, die jeder Christ in der Todesstunde zu erleben hofft. Sein Leben *beweist* nicht Gottes Transzendenz; vielmehr gibt sein ganzes Sein dem Glauben daran Ausdruck. Seine Entscheidung, auf einen Partner zu verzichten, ist ebenso privat und unübertragbar wie die Entscheidung eines andern, *seinen* Partner allen andern vorzuziehen. Die Kirche hat zwei Wege gefunden, um das evangelische Charisma zu kontrollieren: die soziale und rechtliche Organisation von Ordensgemeinschaften und das Ritual feierlicher Gelübde. Orden liefern eine Gemeinschaftsstruktur, innerhalb derer das Mitglied seine Taufverpflichtung zur Heiligung vertiefen und sich für die Personalreserve zur Verfügung stellen soll, über die sein Oberer gebietet. Dieser eigene Personalbestand ermöglicht es den Ordensgemeinschaften, wohltätige und geschäftliche Unternehmungen zu betreiben. Nun sieht es so aus, als würden diese Institutionen noch schneller verschwinden als die Strukturen in Pfarrgemeinde, Diözese und Kurie, da immer mehr Mitglieder ausscheiden, um ihrer Berufung auf dem offenen Arbeitsmarkt nachzugehen.

Christen, die im evangelischen Zölibat leben wollen, sehen weniger Gründe, aus denen sie sich den vorhandenen juristischen Gemeinschaften – selbst weltlichen Instituten – anschließen sollen; wohl aber sehen sie die Notwendigkeit, sich zeitweilig oder auf Dauer mit andern Gleichgesinnten zusammenzutun, um sich bei ihrem gemeinsamen schwierigen geistigen Abenteuer gegenseitig zu stützen. Diejenigen Orden, welche bestehen bleiben, werden Häuser für intensives Beten unterhalten, die als Häuser der Stille, geistliche Ausbildungsstätten, Klöster oder Einsiedeleien zur Verfügung stehen. Um zu christlicher Armut und Zeugentum dieser Art zu gelangen, legalisieren die Orden ihr bevorstehendes Hinscheiden dadurch, daß sie kürzere Röcke gestatten, die Gebetsstunden verändern und mit sozialen Aktionen experimentieren. Vielleicht trägt dieses Herumdoktern an Äußerlichkeiten dazu bei, die

Schmerzen derer zu lindern, die in den absterbenden Struktur verbleiben, und ihnen das Ausharren bis zum bitteren Ende erleichtern.

Da die bisher gültigen Gründe für die Fortführung der derzeitigen juristisch fundierten Gemeinschaften sich auflösen, wird man nach andern Möglichkeiten suchen, ein lebenslanges Gelübde abzulegen. Die Kirche hat von jeher die Möglichkeit des privaten Gelübdes akzeptiert. Dieses werden wir immer weniger in ausschließlich rechtlichen Begriffen verstehen. Wenn die Verwirklichung eines Gelübdes aus klerikalen Strukturen in ein Leben des Verzichts draußen in der Welt überwechselt, so erscheint es angemessener, daß die freudige Übernahme einer solchen Verpflichtung durch die liturgische Feier einer mystischen Tatsache kundgetan wird als durch einen juristischen Akt, der rechtliche Verpflichtungen begründet. Die Kirche bewegt sich in diese Richtung, je weniger öffentlich, feierlich und bindend Gelübde werden. Heute erlangt jedes Ordensmitglied seinen Dispens, wenn es erklärt, es wolle sein Gelübde nicht halten. Früher wurden Gelübde als öffentlicher Verzicht auf Rechte behandelt; heute wirken sie mehr wie die öffentliche Erklärung bedingter Absichten. Ein Ordensbruder macht viel Aufhebens von der Tatsache, daß er nicht verheiratet ist und nicht heiraten wird, sofern er nicht gerade seine Meinung ändert. Wir bewegen uns vom religiösen „Zustand“ zum religiösen „Stadium“. Diese Verwirrung, diese pharisäische Gesetzlichkeit stellt vor der Welt wahrhaft ein trauriges Zeugnis dar.

Die Feier eines Gelübdes sollte ein von der Kirche festgelegter Ritus sein, der öffentlich von dem Glauben an die Echtheit einer bestimmten christlichen Berufung und eines Charismas zeugen sollte. Zu einer solchen liturgischen Feier sollten nur ungewöhnliche Personen zugelassen werden, die ihren Verzicht bereits viele Jahre hindurch im Leben in der Welt gelebt haben. Dadurch bekundet die Kirche öffentlich ihre Bereitschaft, diesen neuen „Mönchen“ das Zeugnis eines Mysteriums anzuvertrauen. Erst dann werden wir zu der echten, engen Analogie zwischen christlicher Ehe und Verzicht zurückkeh-

ren. Beide Sakramente werden des Christen volles Bewußtsein von der Tiefe und Totalität einer Verpflichtung feiern, die er in der wirklichen Gesellschaft der Menschen begründet und gelebt hat. Ein großer Teil der denkenden Kirche stellt die Verbindung von Zölibat und Priestertum in Frage. Der Papst besteht auf dem Zusammenhang. Weder Lehre noch Überlieferung stützen seine Haltung eindeutig. Ich glaube, daß die Geburt einer neuen seelsorgerlichen Kirche weitgehend davon abhängt, daß man sich in unserer Generation seiner Weisung fügt. Seine Haltung trägt dazu bei, den raschen Tod des Klerus zu gewährleisten.

Um dem Rückgang der Berufungen und der Tendenz zu klerikalen Ausfällen zu begegnen, werden viele Lösungen vorgeschlagen: verheirateter Klerus, seelsorgerliche Aufgaben für Nonnen und Laien, größere Anreize bei Berufungskampagnen und die Verteilung des vorhandenen Klerus über die ganze Welt. Das alles sind lediglich kleinmütige Versuche, eine absterbende Struktur zu verjüngen.

In unserer Generation wird es nicht nötig sein, an die Priesterweihe verheirateter Männer zu denken. Wir haben mehr als genug unverheiratete. Die Weihe von verheirateten Priestern würde eine echte seelsorgerliche Reform nur verzögern. Für diese Entscheidung gibt es aber noch einen andern heikleren Grund. Jetzt verwerfen Tausende von Priestern den Zölibat und bieten das peinliche Schauspiel von Männern, die in sexueller Abstinenz geschult sind, sich aber in späteren Jahren in eine risikoreiche Ehe hineintasten. Die Kirche erteilt ihnen insgeheim, willkürlich und voller Verlegenheit Dispens. Sie dürfen ihr Amt nicht mehr ausüben. Nachdem sie sich für die Ehe entschieden haben, *könnten* sie zwar noch priesterliche Aufgaben wahrnehmen, doch wären sie keine Vorbilder mehr, es sei denn für andere, die ihnen gleichen.

Hier muß das Verfahren, durch welches die Kirche einem Priester zu heiraten erlaubt, geklärt und liberalisiert werden. Ferner müssen alle begreifen, daß das Wohl der Kirche es erfordert, daß der „Expriester“ auf klerikale Sicherheit und amtliche Funktionen verzichtet. Das ist für den Priester, der

„hinaus will“, ohne die damit verbundenen Folgen zu tragen, ebenso schwierig wie für den Bischof, der seinen Priester um jeden Preis „festhalten“ will. Der Massenauszug von Klerikern wird nur so lange dauern, wie das derzeitige klerikale System Bestand hat. In dieser Periode wäre die Weihe von verheirateten Männern ein bedauerlicher Fehler. Die daraus erwachsende Verwirrung würde nur dingend nötige radikale Reformen verzögern.

Die einzige Institution, die in der Kirche keine Zukunft hat und zugleich jeder radikalen Reform unzugänglich ist, verliert heute wegen des Zölibatsgesetzes eine zunehmende Zahl von Männern. Der Ernst der Seminarkrise insgesamt zwingt uns ganz von selber, die ganze Frage der geistlichen Ausbildung in der Kirche viel gründlicher zu untersuchen.

4. Sakramentales Amt und theologische Ausbildung

Seit Trient hat die Kirche darauf bestanden, ihre Geistlichen in eigenen Akademien auszubilden. Sie hoffte, daß dieser Prozeß dank der persönlichen Initiative des Geistlichen in seinem strukturierten klerikalen Leben fort dauern würde. Die Kirche bildete ihre Geistlichen für ein Leben aus, das sie unter strenger Kontrolle hielt. Die weitere Anwerbung von hochherzigen jungen Männern, um sie in die Form von klerikalem Leben zu zwängen, wie sie immer noch vom Vatikanischen Konzil umschrieben wird, dürfte bald ans Unmoralische grenzen. Im Augenblick erscheint es höchst verantwortungslos, weiterhin Männer für einen aussterbenden Beruf auszubilden.

Das heißt nicht etwa, daß das geistliche Amt weniger intellektuelle Bildung erfordern werde. Diese kann sich aber nur auf der Grundlage einer besseren und allgemeineren christlichen Erziehung entwickeln. Hier liegt das Problem darin, daß dieser Begriff auf verwirrende Weise allumfassend geworden ist und dadurch seine präzise Bedeutung verloren hat. Er muß neu definiert werden. Persönliche Reife, theologische Genauigkeit, kontemplatives Gebet und heldenmütige Barmherzig-

keit sind nichts spezifisch Christliches. Atheisten können reif sein, Nichtkatholiken theologisch genau, Buddhisten, Mystiker und Heiden von heldenhafter Großmut. Das *besondere* Ergebnis einer christlichen Erziehung ist der *sensus ecclesiae*, „das Gefühl für die Kirche“. Wer dieses besitzt, wurzelt in der lebendigen Autorität der Kirche, lebt den phantasievollen Erfindungsreichtum des Glaubens und drückt sich im Sinne der Gaben des Geistes aus.

Dieses Gefühl entsteht, wenn man die Quellen der authentischen christlichen Überlieferung liest, an der gebeterfüllten Feier der Liturgie teilnimmt und auf besondere *Weise* lebt. Es ist die Frucht des Christuserlebnisses und der Maßstab der wirklichen Tiefe des Gebets. Es ergibt sich, wenn man mit dem Licht des Verstandes und der Kraft des Willens den Inhalt des Glaubens durchdrungen hat. Bei der Auswahl eines Erwachsenen für Diakonat oder Priestertum werden wir bei ihm eher nach diesem Gefühl fragen als theologische Noten oder die in Abkehr von der Welt verbrachte Zeit gelten lassen. Für die Leitung einer christlichen Gruppe werden wir nicht auf die berufliche Fähigkeit, die Öffentlichkeit zu lehren, achten, sondern auf prophetische Demut.

Ich meine, daß wöchentliche Lesungen als Vorbereitung auf die liturgische Feier eine bessere Ausbildung für die Ausübung des geistlichen Amtes sind als die Spezialisierung auf theologische Studien. Ich will damit nicht die Bedeutung eines strengen theologischen Studiums unterschätzen. Ich möchte es nur an den ihm zukommenden Platz verweisen. Die Aufgabe der Theologie besteht schließlich darin, eine zeitgenössische Äußerung zu erklären oder ihre Übereinstimmung mit der offenbarten Wahrheit nachzuweisen. Der zeitgenössische Ausdruck offenbarter Wahrheit ist nur das Ergebnis der kirchlichen Glaubens. Die theologische Wissenschaft hat daher eine ähnliche Funktion wie die Literaturkritik. Die *lectio divina* entspricht dem Genuß der Literatur selber. Die Theologie überprüft unsere Gläubigkeit; geistliche Lesungen nähren unsern Glauben. Wie die Sozialwissenschaften als Antwort auf die Probleme der technologischen Gesellschaft immer komplizier-

ter und spezieller werden, so hängt die Gläubigkeit der christlichen Gemeinde in zunehmendem Maße davon ab, daß sie in stande ist, den Glauben in einer Sprache auszudrücken, welche neu ist für den Christen, der in einer Situation lebt, die noch niemals im Lichte des Evangeliums interpretiert worden ist. Die Kirche wird zunehmen an kindlicher Einfalt ihres Glaubens und an intellektueller Tiefe ihrer Theologie. Nahezu alles, was jetzt als theologische Wissenschaft gilt, wird sich der ausschließlichen Zuständigkeit der Kirche entziehen. Schon jetzt werden die meisten Fächer der Seminarlehrpläne von Männern aller Glaubensrichtungen an weltlichen Universitäten gelehrt. Mit der Schließung der Seminare wird der für alles zuständige Generaltheologe verschwinden. Das Theologiestudium wird sich auf spezielle Forschung und Lehre richten und nicht auf eine berufliche Allround-Darbietung. Christliche Professoren, die dieses „Gefühl für Kirche“ besitzen, werden den Studenten bei ihrer Arbeit den Weg zu einer biblischen und kirchlichen Einheit weisen; diese Aufgabe haben kirchliche Lehrpläne im Grunde nie bewältigt.

Das theologische Studium wird sich auch weiter ausbreiten. Der Christ, der nach seinem Studium aktiver an der wöchentlichen Liturgie seiner kleinen Gruppe teilnehmen möchte, wird durch systematische theologische Lektüre und Studien um eine intellektuelle Analyse bemüht sein. Er wird dazu Zeit finden, weil unsere Gesellschaft immer mehr Freizeit gewährt. Diejenigen, welche die zu sexuellem Verzicht führende Askese mit jahrelangem Studium und Teilnahme an der Liturgie verbinden, werden für den Episkopat besonders geeignet sein. Die christliche Gemeinde wird, wenn sie deren Charisma anerkennt, weder zögern noch irren.

Das kirchliche Lehramt wird immer weniger in Hirtenbriefen gegen die Abtreibung und päpstlichen Enzykliken für soziale Gerechtigkeit Ausdruck finden. Die Kirche wird in dem offenbarten Wort neuen Glauben und kraft entdecken. Sie wird durch eine lebendige, innige Liturgie lehren, deren Mittelpunkt dieses Wort ist. Kleine christliche Gemeinden werden in ihrer freudigen Feier Nahrung finden.

Auf den Geist, der die Kirche ständig erneuert, kann man sich verlassen. Er, der bei jeder christlichen Feier schöpferisch zugegen ist, macht den Menschen das Reich bewußt, das in ihnen lebt. Die christliche Feier erneuert, ob sie nun von ein paar Menschen um den Diakon oder aus der integralen Gegenwart der Kirche um den Bischof besteht, immer die *ganze* Kirche und die ganze Menschheit. Die Kirche wird den christlichen Glauben als die immer freudigere Offenbarung der *persönlichen* Bedeutung der Liebe offenbaren – derselben Liebe, welche alle Menschen feiern.